

Bernhard Veil

DIE SEELEN TÖTER



Meine
Erfahrungen
in der
katholischen
Kirche

BAND 6

Inhaltsverzeichnis

[Vorwort](#)

[Attacken ohne Ende](#)

[Paul zeigt sein wahres Gesicht](#)

[Unterschiedliche Behandlung](#)

[Jegliche Hoffnung schwindet](#)

[In der Rehabilitationsklinik](#)

[Zurück von der Reha](#)

[Adventsfeier](#)

[Umzug zur Schwäbischen Alb](#)

[Die überaus wichtige Klinikseelsorge](#)

[Aufgedeckte Unregelmäßigkeiten](#)

[Die neue Geschäftsordnung](#)

[Die Lage ändert sich](#)

[Gespräch im Bischöflichen Ordinariat](#)

[Priesterliche Teamarbeit](#)

[Die Hetzkampagne geht weiter](#)

[Mein neuer Arbeitsbereich](#)

[Der Chef und die anderen](#)

[Willkür ohne Ende](#)

[Rechtlos geduldet](#)

[Aufschlussreiche Informationen](#)

[Leidige Zusammenarbeit](#)

[Eine ordentliche Arbeitsumschreibung?](#)

[Amüsant und doch bedenklich](#)

[Rückblicke](#)

[Alles geht einmal zu Ende](#)

[Impressum](#)

Bernhard Veil

Die Seelentöter

**Meine Erfahrungen in der
katholischen Kirche**

Band 6

Das Endspiel beginnt

ISBN 9789463670203

2020 Bookmundo Osiander

2. Auflage

Alle Rechte liegen beim Autor.

Umschlaggestaltung: Hannes Klein / jkdtp

Vorwort

Unter der Reihe „Die Seelentöter“ berichte ich von meinen Erfahrungen, die ich als Mitarbeiter in der katholischen Kirche erlebt habe. Damit der Focus der beschriebenen Personen nicht nur auf Priester, Pfarrer und sonstige Kleriker gerichtet ist, habe ich mehrere Episoden aus meinem Leben und Werdegang hinzugefügt.

Alle Namen der beschriebenen Personen wurden abgeändert, die angeführten Institutionen und Handlungsorte jedoch beibehalten, so dass sich jeder ein Bild darüber machen kann, was sich vor wenigen Jahren an diesen Schauplätzen ereignet hat. Die zitierten Schriftstücke sind im Originaltext wiedergegeben, lediglich die Namen wurden geändert. Alle angeführten Briefe und schriftlichen Belege sind wortwörtlich zitiert, so dass der Leser erkennen kann, welche Konsequenzen die kirchlichen Entscheidungsträger aus den vorgegebenen Situationen gezogen haben. Um das Kostenrisiko in Grenzen zu halten, habe ich auf ein Lektorat verzichtet. Sollten sich im Text jedoch Fehler eingeschlichen haben, dann bitte ich Sie, mir diese Mängel zur Berichtigung mitzuteilen.

E-Mail-Adresse: bernhardveil@web.de

Attacken ohne Ende

Seit Paul Gegenfalz im Katharinenhospital mein neuer Kollege ist, habe ich endlich wieder eine einigermaßen geregelte Arbeitszeit. Zwar werde ich auch weiterhin nachts zu Notfällen oder zu Patienten, die im Sterben liegen, in die Klinik gerufen, doch diese Anrufe sind nun doch etwas weniger geworden, seit er hier ist. Über zwei Jahre lang war ich allein für die katholischen Patienten rund um die Uhr zuständig, was mir viel freie Zeit und auch so manchen Schlaf geraubt hatte. Doch vor allem belasteten mich die evangelischen Kollegen mit ihren hinterhältigen Verleumdungen und aufreibenden Attacken. Es war Mobbing der fiesesten Art. Obwohl ich meine Vorgesetzten mehrmals ausführlich mündlich und schriftlich in Kenntnis gesetzt habe und sie alle genauestens darüber Bescheid wussten, haben sie nichts unternommen, sondern es stillschweigend zugelassen. Sie haben geschwiegen und sind nie dagegen eingeschritten. Einige haben meine Widersacher in ihrem boshaften Treiben sogar noch unterstützt. Nie wurde ihnen Einhalt geboten, geschweige denn, dass sie dafür zur Rechenschaft gezogen wurden. Um diese schreckliche Zeit überhaupt durchstehen zu können, musste ich mir immer wieder gewisse Leuchtmarken setzen. Nur so konnte ich mir für diese dunkle Zeit immer wieder kleine Hoffnungsschimmer setzen, auf die ich dann zusteuern konnte. Als ich vor Weihnachten des vergangenen Jahres die Mitteilung bekam, dass ich endlich einen neuen katholischen Kollegen bekommen würde, meldete ich mich gleich im Frühjahr zu einer interessanten Studienreise durch Südfrankreich an, die jetzt im Spätherbst stattfand. Damals hatte ich gedacht, dass ich mir nach dieser langen stressigen Zeit nun guten

Gewissens einen solchen Reisegenuss gönnen könnte und war der Meinung, dass mein neuer Kollege sich in diesem dreiviertel Jahr dann einigermaßen gut in die Klinikseelsorge hier eingearbeitet hat. Allerdings rechnete ich nicht damit, dass er nach seinem Krankenhausseelsorge-Praktikum und nach seiner Klinikseelsorge-Ausbildung dann nochmals elf Wochen für aufgelaufenen Urlaub und Fortbildungsmaßnahmen frei nehmen würde. Durch meinen bereits fest eingeplanten Urlaub ließ es sich aber nicht mehr vermeiden, dass sich meine Urlaubspläne mit seiner Abwesenheit um drei Tage überschneiden haben.

Kaum bin ich zurück, bringen die evangelischen Kolleginnen diese Überschneidung unserer Urlaubspläne bei unserer ökumenischen Teamsitzung sofort zur Sprache. Weil sie aber meinen Kollegen Paul nicht kritisieren wollen, gehen sie sofort wie die Geier auf mich los, schimpfen auf mich mit den altbekannten Vorwürfen ein, wobei sie Pauls Abwesenheit mit keinem Wort kritisieren. Er bleibt von jeglicher Kritik verschont, so dass er froh und frei mit frischem Elan seiner Arbeit nachgehen kann. Ich dagegen werde sofort nach meinem Urlaub von allen wieder in die Mangel genommen, als ob ich ein Kapitalverbrechen begangen hätte. Die Kollegin Koschinski motzte mich an und beschuldigte mich mit ihren alt bekannten Kamellen und legte permanent dieselbe Platte auf:

„Als der Kollege Gegenfalz auf seiner Fortbildung war, habe ich wieder wegen einer Krankensalbung einen Priester von außerhalb suchen müssen. Herr Zeil war wie üblich nicht hier. Und deshalb mussten wir seine Aufgabe mitübernehmen! Nie ist er am Telefon hier erreichbar, wenn Anrufe für die katholische Seelsorge eingehen.“

Koschinski tut, als ob ich lediglich für den Telefondienst zuständig wäre und die übrigen Pfarrer und Pfarrerinnen die eigentliche Seelsorgearbeit vollbringen müssten. In ihrer Kritik erwähnt sie sogar, dass Paul zwar ebenfalls abwesend war. Als Grund dafür erwähnt sie aber lediglich seine Fortbildung, nicht aber, dass er ebenso vier Wochen Urlaub genommen hatte. Seine Abwesenheit wird von ihr somit beschönigt, mir dagegen lastet sie diese drei Tage unserer gleichzeitigen Abwesenheit als schuldhaftes Vergehen an, obwohl ich nur zehn Tage weg war. Im Grund genommen wäre der Sachverhalt ja nicht der Rede wert, denn wenn unsere Klinikseelsorger-Tagungen und unsere Dekanatskonferenzen stattfinden, dann sind sowohl die evangelischen Kollegen als auch wir nicht im Krankenhaus erreichbar. In anderen Krankenhäusern käme ohnehin keiner auf die Idee, einen anderen Kollegen zu beschuldigen, weil er gerade mal nicht anwesend ist, wenn dringend ein Pfarrer oder Priester gewünscht wird. Doch hier in unserer „ökumenischen Zusammenarbeit“ ist dieses Thema zum Dauerbrenner geworden. Und nur deshalb, weil ich auf diese Weise am besten eines dienstlichen Vergehens beschuldigt werden kann. Und weil sie andere Gründe nicht vorbringen können, beschuldigen sie mich permanent bei jeder Sitzung mit demselben Delikt, obwohl sie diesen Tatbestand genauso gegen meinen Kollegen Paul vorbringen könnten. Er aber bleibt von ihnen verschont, er ist ja Priester!

Bei ihren ständigen Beschuldigungen mag sicherlich auch ein gewisser Neid oder Frust eine Rolle spielen, denn die evangelischen Kolleginnen und ihr Kollege Stolzenburg werden so gut wie nie zu einem Patienten gerufen. Weil sie sich das aber nicht eingestehen können, reagieren sie ihren Frust sofort an mir ab, sobald sie für einen katholischen Patienten einen Seelsorger rufen müssen. Außerdem wissen sie, dass sie nach Lust und Laune ihre Gehässigkeit

an mir abreagieren und ihrer Kritik ungehindert freien Lauf lassen können, weil niemand dagegen einschreitet. Doch was soll ich tun? Jeder Widerspruch ist zwecklos und würde sofort zu einem entsetzlichen Eklat führen. Denn sobald ich etwas sage, sind sie sich sofort einig und gehen wie Furien auf mich los. Deshalb lasse ich sie reden und lächele gelangweilt vor mich hin. Doch innerlich gehen mir diese ständigen Beschuldigungen gewaltig auf den Geist.

Nun aber ist Paul hier. Schon dieser Umstand ist für mich eine große Entlastung. Dass bei meiner Rückkehr aus meinem Urlaub auch noch mein Zettel in unserem gemeinsamen Büro am Schwarzen Brett hing, auf dem ich ihnen meine Abwesenheit bekannt gegeben hatte, zeigt mir, dass sie nun nicht mehr so ohne weiteres mir alles in die Schuhe schieben können, was ihnen gerade einfällt. Denn früher hatte vermutlich eine Kollegin immer meine Mitteilungen abgehängt und konnte den anderen gegenüber behaupten, ich würde ständig unentschuldigt fehlen. Trotzdem bin ich mir nicht so ganz sicher, ob Paul ihren verleumderischen Behauptungen nicht insgeheim doch mehr Glauben schenken will, als er mir gegenüber zugibt. Denn jedes Mal, wenn ich ihm etwas von meiner schrecklichen Vergangenheit erzählen möchte, wie sie mit mir umgegangen sind und immer noch umgehen, blockt er sofort ab und will nichts davon wissen. Den evangelischen Kolleginnen aber hört er bei seinen gemeinsamen Mittagessen geduldig zu, denn ansonsten würde er auch von ihnen nicht mehr so ohne weiteres akzeptiert werden.

Durch die ständigen Rangeleien und Anfeindungen bin ich mittlerweile sehr dünnhäutig geworden. Zunehmend beschleicht mich das Gefühl, dass ich in den Augen meiner Kollegen und Kolleginnen an meinem Arbeitsplatz entbehrlich geworden bin und ich nicht mehr gebraucht werde, da für die katholische Klinikseelsorge im

Katharinenhospital ja wieder ein Priester zur Verfügung steht. Mag sein, dass ich mir das alles nur einbilde, weil ich jetzt nicht mehr so stark gefordert bin. Jedenfalls bekomme ich unerschrocken mit, dass Stolzenburg und die evangelischen Kolleginnen mich bei Paul mit allen Mitteln madig zu machen versuchen. Jede Gelegenheit nehmen sie wahr, mir irgendwelche Fehler und Versäumnisse anzulasten. Wenn ich mich ihm gegenüber aber rechtfertigen will, gibt er mir zu verstehen, dass er sich aus all diesen Konflikten heraushalten will. Ihrem intriganten Ränkespiel kann er sich aber trotzdem nicht entziehen, da er ihre diffamierenden Äußerungen ja nicht zurückweisen kann, um sie nicht zu verprellen.

Als ich Paul eines Morgens in der Eingangshalle der Klinik begegne, kommt er lachend auf mich zu und berichtet:

„Ich glaube, demnächst wird bezüglich der Sprechstunden, die wir hier anbieten, etwas auf dich zukommen!“

Ich kann mir zwar nicht so recht vorstellen, was er damit meint und frage ihn:

„Warum? Es läuft doch alles gut so. Oder nicht?“

„Ich halte mich da ganz raus“, schmunzelt er, „das sollen sie dir lieber selbst sagen. Es geht um die Sprechstunden und das Abendgebet, wo du dich ja ganz ausgeklinkt hast, solange du hier allein warst. Doch da ich jetzt hier bin, fällt dieses Argument der Überbelastung ja weg. Deshalb sind die evangelischen Kolleginnen der Meinung, dass du dich abwechslungsweise wieder daran beteiligen müsstest.“

„Gut“, antworte ich, „dann sollen sie ihr Anliegen ruhig in der nächsten Teamsitzung vorbringen“, antworte ich und bin gespannt, welche neue Attacke sie wieder gegen mich

reiten werden. Insgeheim bin ich aber froh, dass er mich wenigstens vorgewarnt hat.

„Na, na, ich glaube, dass für dich diese Sache nicht so ganz angenehm sein wird“, erhebt Paul warnend seine Stimme, „denn sie wollen mal wieder ein ernstes Wörtchen mit dir reden!“

Es klingt fast so, als würde auch er seine Freude daran haben, wenn sie schon wieder einen Angriff gegen mich starten wollen.

„Gut, wir werden ja sehen, was sie vorhaben“, antworte ich ihm und bin gespannt, was da auf mich zukommt.

Bei der nächsten Teamsitzung bringen die evangelischen Kollegen den Wunsch vor, dass ich wieder wie früher wöchentlich eine Sprechstunde anbieten und abwechslungsweise das wöchentlich stattfindende Abendgebet im Andachtsraum abhalten müsse. Natürlich ist es die Koschinski, die diesen Wunsch in ihrem äußerst unangenehmen und oberlehrerhaften Befehlston an mich richtet. Sie schließt ihre Aufforderung mit der Bemerkung:

„Ihre Schonzeit ist nun abgelaufen! Nachdem nun der Kollege Gegenfalz schon eine geraume Zeit hier ist, können Sie, Herr Zeil, sich nicht mehr auf die Ausrede berufen, dass Sie hier allein die ganze katholische Seelsorge bewältigen müssen.“

Auf ihre überspitzte Formulierung gehe ich nicht weiter ein, sondern berichtige sie lediglich:

„Als diese Sprechstunden hier eingeführt wurden, war ich lediglich dazu bereit, für ein halbes Jahr wie alle anderen eine Sprechstunde anzubieten. Damals hatten wir vereinbart, dass zuerst geprüft werden sollte, ob diese

Sprechstunden von den Patienten überhaupt angenommen werden. Da aber nie ein Patient in meine Sprechstunde kam, um ein seelsorgerliches Gespräch mit mir zu führen, sah ich es nicht mehr ein, nur unnütz in unserem Seelsorgezimmer herumzusitzen. Ich bin auch heute noch der Meinung, dass es viel sinnvoller ist, die Patienten auf den Krankenstationen zu besuchen, statt hier die Zeit zu verplempern. Und außerdem“, so bemerke ich ironisch, „sollten diese Sprechstunden doch wohl nur deshalb angeboten werden, dass bei den Leuten und vor allem bei der Klinik-Verwaltung der Eindruck entstehen sollte, es würden in unserem Büro wichtige Gespräche stattfinden. Denn durch die mattierten Glaswände ist ja von draußen leicht erkennbar, wenn hier das Licht brennt. Ist es aber aus, könnte man den Eindruck haben, dass hier nichts gearbeitet wird. Andererseits sitzt man während dieser Sprechstunden hier nur sinnlos herum, weil eh keiner kommt. Das war doch ursprünglich auch der Grund, weshalb ich dagegen war, diesen Raum für die Seelsorge zu übernehmen. Er ist zwar sehr zentral gelegen, hat aber den Nachteil, dass man von außen jederzeit sehen kann, ob sich hier jemand aufhält oder nicht. Und nur das Licht brennen lassen, wie schon des öfteren vorgeschlagen und dann auch noch mit Stimmenmehrheit von den evangelischen Kollegen beschlossen wurde, damit draußen die Leute den Eindruck haben, hier würde gearbeitet, ist doch reine Energieverschwendung und geradezu lächerlich, mehr aber auch nicht.“

„Das ist doch unmöglich“, fährt die Koschinski mich unwirsch an. Doch ich fahre fort und rufe:

„Halt, ich bin noch nicht fertig. Genauso ist es doch mit dem Abendgebet! Es findet jeden Mittwochabend um 18 Uhr statt. Die meisten Patienten haben um diese Zeit noch ihre Besuche oder sitzen beim Abendessen. Bei mir haben

höchstens ein oder zwei Patienten am Abendgebet teilgenommen. Meistens kam jedoch gar keiner. Auch in dieser Zeit kann ich mit ein paar Besuchen auf den Krankenstationen doch wesentlich mehr Patienten erreichen als durch dieses Abendgebet im Andachtsraum, bei dem fast nie jemand anwesend ist.“

Sichtlich ist den evangelischen Kolleginnen anzumerken, dass sie wie auf Kohlen sitzen und ihnen meine Argumentationsweise völlig zuwider ist. Paul dagegen hält sich bei der ganzen Diskussion wie immer sehr vornehm zurück, vor allem auch dann, wenn ich von ihnen so unwirsch angegangen werde. Ihr Zorn könnte ja ansonsten auch ihn treffen. Da es nun aber so aussieht, dass die evangelischen Kolleginnen mit mir zu keiner Einigung kommen, faucht die Rallinger nun plötzlich ihn an:

„Sag doch du auch einmal etwas! Du warst doch auch dafür, dass er die Sprechstunde und das Abendgebet wieder halten soll. Du hast doch sogar die Sache ins Rollen gebracht und jetzt hältst du dich so zurück!“

Peinlich berührt von diesem plötzlichen Angriff, stottert er erst etwas daher und erklärte schließlich:

„Ja, Thomas, auch ich glaube, dass es doch ganz gut wäre, wenn du ebenfalls wieder bei diesen Sprechstunden mitmachen würdest. Dann wäre es auch viel einfacher für mich, wenn einer von uns ausfällt, dass wir einander vertreten könnten.“

Nun wird mir klar, wer eigentlich die treibende Kraft war und mich zu dieser Sprechstunde und zum Abendgebet verpflichten wollte. Da mein Kollege Paul jeden Montag seine Sprechstunde halten muss und die evangelischen Kollegen ihn nicht vertreten, weil sie grundsätzlich

montags auf ihren freien Tag nicht verzichten wollen, er aber ebenfalls gelegentlich montags gerne frei haben möchte, soll nun ich die Sprechstunden wieder abhalten, damit er mich als Vertretung einspannen kann. Selbst aber wollte er mit diesem Anliegen nicht auf mich zukommen! Vielmehr benützt er diese Kampfhennen dazu, um diese Attacke gegen mich zu reiten. Als ihr Angriff aber nun zu scheitern drohte, musste auch er Farbe bekennen und zugeben, dass es vor allem sein Wunsch war, dass ich bei den Sprechstunden wieder mit ins Boot geholt werde. Um es nicht erneut zu einem Streitgespräch kommen zu lassen, zeige ich mich kompromissbereit und willige ein. So bieten die evangelischen Kollegen weiterhin jeden Dienstag, Mittwoch und Donnerstag ihre Sprechstunden an, damit sie wie gewohnt ihr verlängertes Wochenende gegebenenfalls auf Montag und Freitag ausdehnen können. Den Montag übernimmt mein Kollege Gegenfalz ganz so, wie es Arno gemacht hatte, so dass ich nun wieder am Freitag meine unnütze Sprechstunde absitzen muss. Doch kaum habe ich meine Einwilligung dazu gegeben, kommt wenige Tage später die Koschinski in meine Sprechstunde und sagt:

„Sie haben ja gewollt, dass Sie jetzt freitags wieder eine Sprechstunde anbieten, dann müssen Sie nun auch dafür sorgen, dass die Sprechstundenzeiten auf den Begrüßungskarten für die Patienten und auf den Hinweisschildern vor unserem gemeinsamen Seelsorgezimmer und im Andachtsraum entsprechend abgeändert werden. Am besten, Sie lassen dafür Aufkleber mit den neuen Sprechstundenzeiten drucken, dann können Sie damit die Begrüßungskarten überkleben.“

„Wer hat das gewollt?“, frage ich erstaunt.

„Ja, Sie haben doch das so gewollt, wer denn sonst?“, faucht sie mich barsch an, „Sie wollen doch nun wieder

Ihre Sprechstunde hier anbieten!“

„Wegen einer einzigen zusätzlichen Sprechstunde, zu der sowieso keiner kommt, soll ich jetzt auch noch neue Aufkleber drucken lassen und dafür unnötig Geld ausgeben? Und womöglich soll ich dann auch noch stundenlang mehrere tausend Begrüßungskarten ganz alleine überkleben? Ich glaub, da tickt es bei Ihnen wohl irgendwo nicht ganz richtig! Nicht ich habe diese Sprechstunde gewollt, sondern Sie und Ihre Kollegen. Sie haben doch diesen Wunsch im Team eingebracht und ich habe lediglich zugestimmt! Ich bin Ihrem Wunsch entgegengekommen und nicht umgekehrt. Wenn Sie also neue Aufkleber drucken lassen wollen, dann machen Sie das doch bitte selbst. Ich jedenfalls mache diesen Unsinn nicht mit“, entgegne ich fest entschlossen, worauf sie wutentbrannt abdampft.

Am nächsten Morgen kommt mir Paul entgegen und sagt:

„Die Kollegin Koschinski hat bei mir angerufen und hat mir berichtet, dass es mit dir anscheinend wieder Zoff gegeben hat.“

Da ich aber von einem „Zoff“ nichts weiß, frage ich ihn:

„Warum? Was hat sie denn dir erzählt?“

„Du hättest dich geweigert, die Aufkleber für die Begrüßungskarten drucken zu lassen und außerdem willst du die Hinweisschilder mit deiner neuen Sprechstunde nicht entsprechend abändern“, teilt er mir unverhohlen mit.

Daraufhin erkläre ich ihm:

„Ja, das mit den Aufklebern stimmt, das andere mit dem Hinweisschild aber nicht. Auf den Hinweisschildern an unserem gemeinsamen Büro und im Andachtsraum werde ich meine Sprechstunde einfügen.“

Am selben Abend setze ich mich zuhause an meinen PC und drucke ein Blatt Papier mit den angebotenen Sprechstunden aus, wobei ich meine Sprechstunde am Freitag wie versprochen hinter denen meiner Kollegen einfüge. Dabei übernehme ich, wie sie es auf den bisherigen Hinweisschildern gemacht hatten, ihre Namen mit ihrem jeweiligen Zusatz „Pfarrer“ beziehungsweise „Pfarrerin“ und füge hinter meinem Namen meinen akademischen Titel „Diplom-Theologe“ und meine psychotherapeutische Ausbildung in Logotherapie und Existenzanalyse hinzu. Meine Berufsbezeichnung „Pastoralreferent“ lasse ich weg, weil diese Berufsbezeichnung immer noch unbekannt ist und die Leute ja gar nicht wissen, dass dafür ein abgeschlossenes Theologiestudium mit einer dreijährigen pastoralpraktischen Ausbildung erforderlich ist.

Als ich am nächsten Tag das Hinweisschild an unserem gemeinsamen Büro mit den ausgedruckten Sprechstundenzeiten überkleben will, sitzen in unserem gemeinsamen Büro wie üblich die evangelischen Pfarrerinnen bei ihrer Kaffeerrunde zusammen und begutachten mein Druckwerk. Gnädig wie eine strenge Oberlehrerin, schaut die Kollegin Koschinski das Blatt mit meiner zusätzlich aufgeführten Sprechstunde an, schüttelt den Kopf und sagt:

„So kann man das aber nicht stehen lassen! Diplom-Theologe! Wie das schon klingt! Und das mit Ihrem Psychologie-Kurs, den Sie da gemacht haben? Also der muss ja wirklich nicht erwähnt werden! Wir sind der

Meinung, dass Ihr Name ausreicht, alles andere ist Unsinn.“

„Das war kein Psychologie-Kurs, sondern eine psychotherapeutische Ausbildung, die fünf Jahre gedauert hat. Dafür musste ich eine schriftliche Abschlussarbeit verfassen und musste mehrere schriftliche Prüfungen ablegen. Und außerdem, alle Firmen sind bemüht, ihren Kunden durch entsprechende Qualifikationszusätze anzuzeigen, dass sie ein qualifiziertes Personal haben, das von ihnen auch entsprechend bezahlt wird. Und hier soll dieser Grundsatz wohl nur für Pfarrer und Pfarrerninnen gelten? Für mich aber nicht? Von ihnen lasse ich mir doch nicht vorschreiben, wie ich mich hier zu präsentieren habe! Das kann ich ja wohl noch selbst bestimmen“, entgegne ich ihr entschieden.

Doch nun schalten sich auch die beiden anderen Kolleginnen ein und sind einhellig der Meinung, dass sie mit meiner „Selbstdarstellung“ absolut nicht einverstanden sind. Sie machen mich lächerlich und schlagen vor, dass diese Sache unbedingt auf der nächsten Teamsitzung geklärt werden müsse. Erst dann könne ich dieses Hinweisschild mit meiner Sprechstunde entsprechend ihrem gemeinsamen Beschluss hier anbringen. Gegen diese vereinte Übermacht kann ich nun allerdings nichts mehr ausrichten. Ich nehme mein Sprechstunden-Hinweisschild wieder ab und verlasse wortlos das Büro.

Am späten Nachmittag treffe ich Paul, der bereits von den evangelischen Kolleginnen informiert wurde, dass mein Entwurf zum Überkleben des Hinweisschildes von ihnen abgelehnt werde. Ich erkläre ihm, wie ich es gestaltet habe und teile ihm mit, dass sie auf der nächsten Teamsitzung darüber beratschlagen wollen. Dabei äußere ich die

Befürchtung, dass es mal wieder ein endloses Palaver werden könnte. Verständnisvoll lacht er und meint:

„Das kann ich mir recht gut vorstellen! So, wie ich sie mittlerweile kenne, haben sie an allem etwas auszusetzen. Wenn mir das passiert wäre, dann wäre ich auch ausgerastet.“

„Ausgerastet?“, frage ich erstaunt zurück, „haben sie tatsächlich gesagt, dass ich ausgerastet sei?“

Lachend nickt er, worauf ich ihm antworte:

„Das ist doch unmöglich! Wenn ich nicht alles so ausführe, wie diese Damen es wünschen, und ihnen widerspreche, dann nennen sie das gleich 'ausrasten'.“

Kopfschüttelnd und lächelnd hört er mir zu und ich sehe ihm an, dass er heilfroh ist, nicht im Kreuzfeuer ihrer Kritik zu stehen. Doch nun bringt er folgenden Vorschlag:

„Wir können ja ganz neue Begrüßungskarten drucken lassen. Dann bräuchte man gar keine Extra-Aufkleber drucken und könnte sich das Überkleben der alten Karten sparen.“

„Aber es sind noch mehrere tausend Begrüßungskarten vorhanden. Soll man denn die einfach wegwerfen nur wegen dieser einen zusätzlichen Sprechstunde, zu der doch sowieso keiner kommt?“, frage ich erstaunt.

Diesen Einwand wehrt er jedoch ab und meint:

„Die jetzigen Karten sind ja nicht gerade besonders geschmackvoll gestaltet. Man könnte die neuen Karten mit schönen Bildern oder Grafiken bedrucken, damit sie einladender wirken. Vielleicht kannst du unter deinen Dias,

die du in Israel gemacht hast, mal nachschauen, ob du da nicht einige Bilder zur Gestaltung der neuen Karten beisteuern kannst.“

Als er auf diese Weise mir eine Neuauflage der Begrüßungskarten schmackhaft machen will, bemerke ich, dass er das schon alles mit den evangelischen Kolleginnen abgeklärt hat. Deshalb stimme ich ihm zu und erkläre mich bereit, in den nächsten Tagen einige meiner Dias mit Motiven vom Heiligen Land in sein Fach zu legen. Er ist sichtlich erfreut, dass ich auf seinen Vorschlag eingehe und sagt schmunzelnd:

„Wenn ich dann mit den evangelischen Kolleginnen zusammensitze, um die Bilder für die Begrüßungskarten auszuwählen, werde ich ihnen natürlich nicht sagen, dass diese Dias von dir sind. Sonst würden sie ja gleich von vornherein diese Bilder ablehnen. Sie könnten es ja nicht ausstehen, wenn die neuen Begrüßungskarten mit deinen Bildern bedruckt werden.“

Ich stimme ihm zu und lege ihm am nächsten Tag einige Dias mit Motiven vom Heiligen Land in sein Fach.

Paul zeigt sein wahres Gesicht

Um mich meinem neuen Kollegen Paul gegenüber stets loyal zu verhalten, übernehme ich häufig Aufgaben für ihn, die ich gar nicht tun müsste. Auch weil er sich im Katharinenhospital noch nicht überall auskennt, komme ich ihm in Vielem entgegen, um ihm meine gutwillige Zusammenarbeit zu zeigen. Als wir in unserem ökumenischen Team die bevorstehende Patienten-Weihnachtsfeier besprechen, stellen wir fest, dass dieses Jahr entsprechend dem jährlichen Wechsel wieder die katholischen Klinikseelsorger für die Organisation dieser Veranstaltung zuständig sind. Mit dieser lapidaren Feststellung wurde in den vergangenen Jahren üblicherweise dieser Programmpunkt in unseren Teamsitzungen abgehakt. Doch nun meldet sich hierzu sofort die Kollegin Koschinski zu Wort und gibt in ihrer wichtigtuersichen Art die Empfehlung:

„Ich fände es gut, wenn dieses Jahr der Kollege Paul die Ansprache übernimmt, damit er bei den Patienten und Mitarbeitern im Haus noch besser bekannt wird.“

Dass diese Empfehlung nichts mit den Patienten und auch nichts mit den Mitarbeitern zu tun hat, ist sofort allen klar. Denn die Patienten sind nur relativ kurz hier im Haus und lernen ohnehin nur diesen Seelsorger kennen, der für ihre Krankenstation zuständig ist, vorausgesetzt dass er sie überhaupt besucht. Und die Mitarbeiter unserer Klinik haben zumeist gar keine Zeit, an dieser Patienten-Weihnachtsfeier teilzunehmen, da sie arbeiten müssen. Sollten sie jedoch frei haben, dann kommt bestimmt kein

einzigster von ihnen extra wegen unserer Patienten-Weihnachtsfeier hierher ins Krankenhaus, zumal diese Feier vor allem für unsere Patienten abgehalten wird und nicht für die Mitarbeiter. In ihrer übereifrigen Fürsorge möchte die Kollegin Koschinski durch ihre vorlaute Äußerung lediglich darauf Einfluss nehmen, dass nicht ich, sondern mein Kollege Paul die Weihnachtsansprache hält, mehr aber auch nicht. Da mir ihre ständige Einmischung in unsere Angelegenheiten so ziemlich auf den Wecker geht, weise ich ihren Vorschlag zurück und erkläre:

„Bei uns war es schon immer so, dass derjenige, der die Organisation dieser Weihnachtsfeier ausrichtet, auch gleichzeitig die Ansprache dazu hält. Und das schon deshalb, weil er den thematischen Schwerpunkt dieser Feier bestimmt.“

Auf meinen Einwand reagiert die Koschinski jedoch äußerst gereizt. Theatralisch streckt sie mal wieder beide Hände empor, schaut dabei zur Decke hinauf, und ruft laut in die Runde:

„Natürlich, natürlich, Herr Zeil! Ich wollte ja auch nur einen Vorschlag machen und sagen, was ich für sinnvoll erachte.“

Die weiteren Tagesordnungspunkte werden wie üblich mit langem und ausführlichem Gelaber durchgeackert. Die Übertragungsanlage, die unsere Gottesdienste vom Andachtsraum auf die Hörmuscheln in die Patientenzimmer überträgt, funktioniert nicht überall. Der Aufbahrungsraum ist immer noch nicht so gestaltet, wie es einige Kolleginnen gerne hätten, und dann steht außerdem noch die Frage an, wie meine Sprechstunde auf den Begrüßungskarten formuliert werden soll, ebenso auf dem Hinweisschild, das an unserem gemeinsamen Büro angebracht ist. Nach

langem Hin und Her sind sich alle einig, dass ein akademischer Titel wie „Diplom-Theologe“ nichts mit Seelsorgearbeit zu tun habe und daher nicht angemessen sei. Auch meine psychotherapeutische Ausbildung soll nicht erwähnt werden, da wir ja keine „Psychologische Beratungsstelle“, sondern die Krankenhausseelsorge sind. Daher plädieren die evangelischen Kollegen einstimmig dafür, dass hinter der Zeitangabe meiner Sprechstunde lediglich mein Name „Herr Zeil“ stehen solle, mehr aber nicht. Auf meinen Einwand, dass doch auch ihr Titel „Pfarrer“ beziehungsweise „Pfarrerin“ anfügt werde, echauffieren sie sich heftig über mein Unverständnis:

„Das ist doch gerade das Typische an der Seelsorge, dass Pfarrerinnen und Pfarrer hier ihren Dienst tun!“, blökt die Rallinger mich spöttisch an, „begreifst du denn das nicht?“

„Das ist doch selbstverständlich, dass unser Beruf für die Seelsorge hier ausschlaggebend ist!“, stimmt Koschinski ihr zu und wispert mit hämischem Blick zu mir herüber, „dem geht so etwas wohl nie in den Kopf.“

Als die Kolleginnen sich weiterhin über mich lustig machen, weil ich angeblich so verblendet sei, sehe ich es nicht ein, dass lediglich mein Name genügen müsse, um mich und meine berufliche Arbeit zu präsentieren. Deshalb drohe ich damit, keine Sprechstunden anzubieten, falls ich nicht ebenfalls meine fachliche Qualifikation zu meiner Namensnennung hinzufügen darf.

„Mit Ihnen haben wir immer nur Probleme“, schreit mich Koschinski an und ihre Kollegin Rallinger pflichtet ihr bei:

„Aber wirklich, mit so einem kann man doch nicht zusammenarbeiten! Immer mit seinen Sonderwürstchen! Der hält doch unsere ganze Arbeit hier auf! Mit dem

kommen wir doch nie weiter! Es ist und bleibt eine einzige Katastrophe!“

Obwohl diese despektierlichen Äußerungen mich innerlich sehr treffen, bleibe ich ruhig und zeige mich unnachgiebig. Als sie sich wieder beruhigt haben und keiner weiß, wie es nun weitergehen soll, sagt Paul:

„Vielleicht könnten wir es mit einem Kompromiss versuchen? Anstatt der beiden Zusätze, die Thomas hinter seinem Namen anfügen möchte, könnten wir ihm vielleicht wenigstens einen dieser beiden Namenszusätze genehmigen. Es fragt sich dann nur welchen?“

Mit Zornesröte im Gesicht schauen sich die evangelischen Kolleginnen einander an, Stolzenburg hält sich zurück. Da auf den eingebrachten Kompromiss von Paul keine Zustimmung kommt, wird er konkret und schlägt vor:

„Also ich finde, dass der Zusatz „Dipl.-Theol.“ durchaus angemessen ist. Das mit der psychotherapeutischen Ausbildung würde ich auch nicht für gutheißen. Das klingt eher wie auf einem Schild bei einer psychologischen Beratungsstelle. Deshalb stelle ich den Antrag, dass hinter dem Namen von Thomas Zeil der Zusatz „Dipl.-Theol.“ angefügt wird. Er hebt die Hand und fragt: Wer ist dafür?“

Zögerlich heben die evangelischen Kollegen nacheinander die Hand, ich enthalte mich der Stimme und somit wird dieser Kompromissvorschlag per Mehrheitsbeschluss von ihnen abgesegnet. Nach dieser Abstimmung frage ich mich, was wohl der eigentliche Grund dafür ist, dass sie meinen Wunsch nicht akzeptieren wollten. Weshalb sind sie so strikt dagegen, wenn ich meinen Studienabschluss in Theologie und meine psychotherapeutische Qualifikation meinem Namen hinzufügen möchte? Sind sie mir

tatsächlich so neidisch, weil ich eben mehr zu bieten habe als sie? Befürchten sie, dass zu meinen Sprechstunden dann mehr Patienten kommen als zu ihren? Oder liegt es daran, dass sie über den gemeinsamen Anrufbeantworter und die vielen Telefonanrufe bereits mitbekommen haben, wie oft ich von vielen Patienten und vom Pflegepersonal gewünscht und zu einem Gespräch gerufen werde? Sind sie tatsächlich so neidisch, weil ich weitaus häufiger angefragt werde als sie? Ständig hocken sie doch in unserem gemeinsamen Seelsorgezimmer und bekommen mit, wenn ein Anruf für mich eingeht. Haben sie vor lauter Neid mich bei meinen Vorgesetzten deshalb madig gemacht, weil sie doch jederzeit am Telefon erreichbar sind, ich aber nicht? Und haben sie deshalb die Besuchswünsche der Patienten an mich nicht weitergegeben, damit ich sie nicht besuchen kann, so dass die Patienten und das Pflegepersonal von mir enttäuscht werden sollen? Dass so viel Neid und Missgunst im Spiel ist, hätte ich nie gedacht. Ist das wohl auch der Grund, weshalb ich von meinen Vorgesetzten nie unterstützt wurde? Sollen deshalb nur Priester, Pfarrer und Pfarrfrauen den Schutz und die Gunst der Vorgesetzten erhalten, damit sie als die „wahren Seelsorger“ zur Geltung kommen? Verweigern sie mir deshalb meinen Wunsch, meine Berufsabschlüsse öffentlich kund zu machen, um ihre Vorrangigkeit mir gegenüber abzusichern? Nie hätte ich gedacht, dass berufliche Qualifikationen in unserer Kirche so wenig gefragt sind. Obwohl mir meine Verwaltungsausbildung in vielen Bereichen schon oft von Nutzen war, wenn ich in Ludwigsburg mit dem Kirchenpfleger oder auch hier im Krankenhaus mit den Verwaltungsangestellten so einiges zu klären hatte, verzichte ich selbstverständlich darauf, auch diesen Berufsabschluss zu nennen. Und trotzdem, auch da könnte so mancher Patient sein Herz bei mir ausschütten, wenn er schlechte Erfahrungen mit Behörden machen musste und fachlichen Rat gebrauchen könnte. Auch hier könnte ich

weitaus mehr bewirken als ein Pfarrer oder eine Pfarrerin, die in solchen Fragestellungen lediglich liebevolle Gefühlsduseleien verabreichen können. Wie oft habe ich bei meinen Gesprächen mit so manchem Patienten ganz lapidare und alltägliche Probleme besprochen. Theologische Fragen sind ohnehin oft zweitrangig. Vielleicht werde ich auch deshalb von vielen Patienten und vom Pflegepersonal so akzeptiert, weil sie merken, dass sie mit mir über alles reden können und ich die Menschen nicht nur vom kirchlichen und theologischen Aspekt aus betrachte. Weil aber Stolzenburg und die evangelischen Kolleginnen vor Jahren beschlossen haben, alle Angelegenheiten der Klinikseelsorge im Katharinenhospital in „ökumenischem Sinne“ mit Mehrheitsbeschluss zu regeln, hatte ich als Einzelner nie eine Chance, andere Sichtweisen in diese Runde einzubringen.

Als ich wenige Tage später mit meinem Kollegen Paul die bevorstehende Patienten-Weihnachtsfeier bespreche, kommt er auf den Vorschlag der evangelischen Kollegin Koschinski zurück und meint, dass es doch durchaus sinnvoll sei, wenn er die Ansprache dieses Jahr übernehmen würde. Ich könnte ihm ja dann bei der Organisation etwas behilflich sein. Ich gebe ihm zu bedenken, dass durchaus viele Einzelheiten zu berücksichtigen seien und er doch erst einmal miterleben solle, wie die Weihnachtsfeier hier im Katharinenhospital vonstatten geht. Dann könne er ja beim nächsten mal diese Feier organisieren und die Ansprache übernehmen. Doch er bleibt stur. Obwohl er gar nicht weiß, wie diese Weihnachtsfeier hier abläuft und keine Ahnung davon hat, was alles getan werden muss, besteht er darauf, dass er diese Weihnachtsfeier gestalten will. Ich vermute, dass ihn die evangelischen Kolleginnen dazu aufgestachelt haben. Ohne lange zu zögern, gehe ich auf seinen Vorschlag ein und suche in meinem Aktenschrank die Faltblätter der

vergangenen Jahre heraus, damit er ein ähnliches Programm zusammenstellen kann. Ich erkläre ihm, dass zuerst mit der Verwaltung ein Termin vereinbart werden müsse, um die Besucherhalle für diese Veranstaltung zu reservieren. Wenn dieser Termin festgelegt sei, müssen die Männer der Haustechnik benachrichtigt werden, damit sie die Übertragungsanlage, die Mikrofone und Verstärker installieren, das Klavier herbeischaffen und für die Bestuhlung sorgen können. Eine Musikgruppe oder ein kleiner Chor muss gesucht und engagiert werden, vom Pflegepersonal müssen zwei oder drei Leute angesprochen werden, die einen besinnlichen Text vortragen, und außerdem müssen der Verwaltungsdirektor und ein Chefarzt gebeten werden, eine Ansprache oder ein Grußwort zu sprechen. Angemessene Weihnachtslieder müssen herausgesucht und in den Programmverlauf integriert, sowie ein Bildmotiv für den zu erstellenden Flyer besorgt werden, damit dieses Faltblatt von der Verwaltung gedruckt und an die Patienten verteilt werden kann.

Da mein Kollege angesichts dieser vielfältigen organisatorischen Aufgaben sich überfordert zeigt, bittet er mich, ihm dabei zu helfen und diese Dinge zu erledigen, da ich ja schon wissen würde, an wen ich mich bei diesen verschiedenen Aufgaben wenden könnte. So bleibt mir also nichts anderes übrig, mehr oder weniger für ihn diese Weihnachtsfeier zu organisieren, damit er dann nur noch seine Ansprache halten kann.

In Absprache mit der Verwaltung lege ich den Termin auf Mittwoch, den 16. Dezember fest. Denn angeblich hat der Verwaltungsdirektor nur an diesem Tag Zeit, um an der Weihnachtsfeier teilzunehmen und seine Ansprache zu halten. Gleich danach hefte ich in unserem gemeinsamen Seelsorgezimmer einen Zettel mit diesem Termin ans Schwarze Brett, damit meine Kollegen und Kolleginnen

möglichst frühzeitig darüber informiert sind und sich diesen Termin in ihrem Kalender vormerken können. Auf diese Weise bekommen alle nun mit, dass ich die Organisation dieser Feier übernommen habe. Sofort hat die Koschinski wieder etwas daran auszusetzen und heftet gleich darauf einen zweiten Zettel dazu, auf dem Folgendes steht:

„Ich finde es nicht gut, wenn der Termin für die Weihnachtsfeier ein Mittwoch, also Abendgebetstermin ist. In den Jahren zuvor gab es Donnerstag oder Dienstag auch schon genug Möglichkeiten. Neuester Stand, nachdem Verwaltungsdirektor Weiß am 15. Dezember nicht im Hause ist: Donnerstag 17. 12.!“

Da mir diese Terminverschiebung doch sehr sonderbar vorkommt, rufe ich die Chefsekretärin des Verwaltungsdirektors an, die mir sehr wohlgesonnen ist, und frage sie, wie es denn dazu kam, dass die Weihnachtsfeier nun am Donnerstag stattfindet, wo sie mir doch mitgeteilt habe, dass ihr Chef lediglich am Mittwoch Zeit habe? Sie klagt sofort:

„Oh je, Herr Zeil! Sie glauben es nicht! Ihre Kollegin Koschinski hat sich darüber empört, weil wir die Weihnachtsfeier auf Mittwoch gelegt haben. Da mittwochs immer im Andachtsraum das Abendgebet stattfinden würde, hat sie uns solange bekniert und mit uns herumgestritten, bis mein Chef dann schließlich nachgab und seinen Auswärtstermin verschoben hat. Er ist ja wirklich euch Krankenhausseelsorgern sehr wohlgesonnen! Aber über diese Pfarrerin hat er sich dann schon so ziemlich geärgert!“

Ich kann es nicht fassen. Nun hat doch tatsächlich die Koschinski sich hintenherum in meine Arbeit eingemischt

und mit der Verwaltung einen anderen Termin ausgehandelt, weil sie das Abendgebet an diesem Mittwohabend absolut nicht ausfallen lassen wollte. Da zu diesem Abendgebet normalerweise höchstens ein oder zwei Patienten kommen, oft aber auch gar keiner anwesend ist, bin ich selbstverständlich auf den Vorschlag des Verwaltungsdirektors eingegangen, zumal er angeblich sehr unter Zeitdruck stand. Doch wenn dieser Koschinski etwas nicht passt, setzt sie ihren Willen unnachgiebig durch. Selbst der Verwaltungsdirektor des größten Krankenhauses von Stuttgart muss nach ihrer Pfeife tanzen! Ob sie allerdings ebenfalls so rigoros ihren Willen durchgesetzt hätte, wenn mein Kollege Paul diese Feier organisieren würde, ist fraglich. Vielleicht wollte sie mir nur wieder einmal zeigen, dass sie es sehr viel besser machen kann. Außerdem macht es ihr wohl besonders viel Spaß, in meine Arbeit hineinzuregieren und ständig an allem herumzukritisieren. Das alte Spiel geht unvermindert weiter! Alles, was ich mache, wird bemängelt und geändert.

Als ich Paul auf diese Terminänderung anspreche und ihn ironisch frage, ob denn nun die Kollegin Koschinski die Organisation der Weihnachtsfeier übernommen habe, zeigt er sich hilflos und meint, dass „man halt um des lieben Friedens willen“ nun mal ihr übereifriges Engagement doch ertragen müsse. Ich bekomme bei ihm den Eindruck, dass er es wohl für selbstverständlich erachtet, dass ich für ihn die zeitaufwändige Organisation der Weihnachtsfeier übernehmen soll und mir zusätzlich auch noch die Einmischung der evangelischen Kolleginnen gefallen lassen muss. Mehr und mehr fühle ich mich von ihm ausgenützt und spüre, dass er zwar ständig von mir meine loyale Zusammenarbeit einfordert, andererseits mich aber nie unterstützt oder verteidigt, wenn ich von den evangelischen Kolleginnen angefeindet und schikaniert

werde. Und wenn ich ihn auf sein Verhalten anspreche, dass er doch ab und zu in solchen schwierigen Situationen Stellung für mich nehmen könnte, erwidert er jedes Mal:

„Ich möchte mich aus diesen Konflikten heraushalten. Das ist ganz Eure Sache, wie Ihr miteinander umgeht.“

Immer mehr stelle ich fest, dass er nichts, aber auch gar nichts für mich tun will und mich ständig im Regen stehen lässt. So langsam beschleicht mich das Gefühl, dass ich irgendwann einmal von ihm abserviert werde, wenn er sich hier im Katharinenhospital vollends eingearbeitet hat.

Kaum ist die Weihnachtsfeier vorbei, bringt in unserem ökumenischen Team die Kollegin Rallinger den Vorschlag ein, dass sie mit Paul zusammen auf allen Krankenstationen die Hinweisschilder der Krankenseelsorge neu gestalten möchte. Mich wundert, dass dieses Thema schon wieder behandelt werden soll, denn es ist gerade einmal zwei Monate her, dass diese Schilder im ganzen Haus neu gestaltet und ausgetauscht wurden. Doch inzwischen hat die Kollegin Rallinger in einem der umliegenden Krankenhäuser andere Hinweisschilder mit anderem Design gesehen, die ihr außerordentlich gut gefallen haben. Dieses Design möchte sie unbedingt übernehmen und neue Hinweisschilder drucken lassen. Mit Beschluss der Kollegen wird festgelegt, dass auf der nächsten gemeinsamen Teamsitzung die Gestaltung der neuen Schilder besprochen werden soll. Insgeheim bin ich total gegen diesen Vorschlag, halte mich aber bei der Debatte ganz zurück und enthalte mich meiner Stimme, als der Druck der neuen Hinweisschilder beschlossen wird. Schließlich will ich nicht als Einziger gegen die Initiative der Kollegen stimmen, auch wenn ich nicht einsehe, dass nach zwei Monaten schon wieder Geld für solch einen unnützen Firlefanz ausgegeben werden soll, der nur einen

ungeheuren Arbeitsaufwand verursacht, jedoch für die Patienten und fürs Personal gar nichts bringt. Im Gegenteil! Wenn nun auch noch die Namen der einzelnen Klinikseelsorger auf diesen Schildern aufgeführt werden, dann müssen bei jedem Stellenwechsel eines Klinikseelsorgers sämtliche Hinweisschilder für die Stationen neu gedruckt und ausgetauscht werden. Der ganze Arbeitsaufwand kann dann jedes Mal wieder von Neuem beginnen.

Als wir jedoch zu diesem Punkt der Tagesordnung kommen, bei dem es darum geht, was genau auf den neuen Schildern aufgeführt werden soll, stellen die Kolleginnen Rallinger und Koschinski die einzelnen Vorschläge für die neuen Hinweisschilder vor. Als ich sie näher betrachte, muss ich nun allerdings feststellen, dass sie jetzt vorhaben, künftig auf den neuen Hinweisschildern nur die Namen der Pfarrer und Pfarrerinnen aufzuführen, nicht aber meinen Namen. Deshalb frage ich sie:

„Warum soll denn ich nicht mit meinem Namen auf diesen Schildern aufgeführt werden?“

Doch darauf bekomme ich gar keine Antwort. Ich schaue in die Runde. Betretenes Schweigen. Und nochmals frage ich sie:

„Warum soll denn mein Name auf diesen Schildern nicht aufgeführt werden? Warum sollen denn nur die Pfarrer und Pfarrerinnen genannt werden?“

Doch wieder bekomme ich keine Antwort. Alle schweigen, keine Reaktion. Ich muss tief durchatmen. Dann sage ich langsam und deutlich:

„Noch bin ich hier im Haus und bin von der Diözese hier als hauptamtlicher Klinikseelsorger angestellt. Daher erwarte